

Demokratie und Reich Gottes. I., Demokratie und Weltkrieg ; II., Die Widersprüche der Demokratie ; III., Das Gottesreich ; IV., Demokratie und Gottesreich ; V., Unsere Aufgabe

Autor(en): **Matthieu, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **10 (1916)**

Heft 6

PDF erstellt am: **13.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-133795>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Demokratie und Reich Gottes.

I. Demokratie und Weltkrieg.

Es ist zunächst nichts anderes als Selbsterhaltungstrieb, wenn sich die heutige Welt so lebendig für die Demokratie und ihre Probleme interessiert. Es ist nur zu begreiflich, daß wir uns an sie klammern, wie der Ertrinkende an die Planken seines gescheiterten Schiffes. Das Schiff war dem Sturm nicht gewachsen, aber was nicht selber völlig untergegangen, mag vor dem Untergang bewahren. Auf dem Bruch kann man das Ufer erreichen.

Wir müßten in der Tat aus der Menschheit jeglichen Lebenstrieb ausröten, wenn wir es ihr nun verwehren wollten, in wirklich demokratischen Lebensformen das Heil zu erblicken. Eine Welt, in der sich die Völker gegenseitig vernichten, ohne sich zuvor über die Zweckmäßigkeit dieser Vernichtung ein Urteil bilden zu können; eine Kultur, deren unantastbares Dogma es ist, daß einzelne Individuen wie ganze Völker die höchsten Opfer bringen müssen, ohne von ihrem Selbstbestimmungsrecht Gebrauch machen zu dürfen — die wird, ob man es ihr erlaube oder nicht, das Problem der Demokratie wieder aufwerfen. Es wird uns immer deutlicher, daß der Weltkrieg im Grunde nicht im Willen der Massen wurzelt, sondern auch da, wo die Menge sich dafür zu begeistern vermochte und seine Notwendigkeit einzusehen glaubte, ganz anderen Motiven entspringt, als dem Volkswillen. Die Völker beehrten nicht sich zu vernichten. Sie begehren es heute weniger als je. Die „Notwendigkeit“ ergab sich aus angeblichen „zwingenden“, „politischen“, „wirtschaftlichen“ „Notwendigkeiten“, die von den daran Interessierten, mögen es Klassen, Kasten, Regierungen gewesen sein, als Dogmen verkündet und von den Massen angenommen wurden. Wobei eine sich zur Kollektivpsychose steigende Vergiftung der Massen eine wesentliche Rolle spielte.

Aber gerade damit taucht in schärfster Form die Frage wieder auf: „Wie wäre es gewesen, wenn wir das Wort gehabt hätten? Wenn wir nicht dieser Psychose verfallen wären, unser geistiges Selbst behauptet hätten? Und wie würde es in Zukunft, wenn wir das Wort ergriffen und uns selbst wiederfänden? Wenn die Menschheit in dieser Zeit, da sie die schwersten Leiden durchmacht, die unsinnigsten Verheerungen über sich ergehen lassen muß, ohne sagen zu dürfen, ob sie damit einverstanden ist, nicht zur Selbstbestimmung erwacht, wird es schwerlich je geschehen. Die Demokratie ist jetzt die Form, die der Wille zum Leben annehmen muß. Ansonst bleibt er Phrase und fällt sein eigenes Todesurteil.“

Damit hat der Weltkrieg der Demokratie den größten Dienst erwiesen. Wobei man vor allem das Prinzipielle ins Auge fassen muß. Der Weltkrieg läßt nicht nur Zweifel an der Berechtigung

allerhand Einrichtungen aufkommen, die, unabhängig vom Willen der Massen, hinter ihrem Rücken das Schicksal dieser Massen bestimmen und sich, wenn es gut geht, nachträglich ihre Einwilligung erbitten. Er erschüttert dadurch freilich die Grundlagen einer jeden Regierungsform, die ohne das Volk über Krieg und Frieden bestimmt; er wird hoffentlich die Geheimdiplomatie wegschleppen und dem militärischen Kastensystem einen tödlichen Stoß versetzen. Aber er tut noch mehr. Er läßt die ganz grundsätzliche Frage aufkommen, wie sich die Menschheit nicht nur von diesen Auswüchsen befreien kann, die ja nur Giterbeulen an einem infizierten Körper sind, sondern wie es überhaupt zu einer Gesundung des Lebens kommt, durch die solche Auswüchse unmöglich werden.

Kann es je so weit kommen, daß die Nationen, gestützt auf den Willen des Volkes, von ihrem wahren Interesse geleitet, Blendwerk und aufgedrängte Ziele beseitigen und ihrer wahren Bestimmung leben? Das ist das Problem der Demokratie, wie es der Weltkrieg in unerbittlicher Schärfe wieder auftauchen läßt. Und damit wird dieses Problem zu etwas sehr Großem und Tragischem, das den Rahmen sprengt, in den man es gewöhnlich zu pressen sucht.

Die Demokratie wird da nicht bloß vor eine Tatsache, sondern vor eine Aufgabe gestellt. Das Sein wird zum Soll, zu einem absoluten, kategorischen unerbittlichen „Soll“.

Dieses Soll schließt freilich zunächst die Verpflichtung in sich, sich selber zu behaupten und im Kampfe gegen den Ansturm der Reaktion zu verteidigen. Im schwersten Kampfe, der je um die Grundlage der Kultur und die Seele der Welt ausgefochten wurde, soll sich alles behaupten, was den Willen der Menschheit, sich nach großen Gesichtspunkten selber zu bestimmen, bereits angeregt hat und erstarken ließ. Es soll sich aber nicht nur behaupten, sondern weitergehen. Wo es schwach ist, soll es erstarken, wo es nicht vorhanden ist, soll es keimen, wo es unvollkommen ist, soll es sich neubilden, wo es Fehler gemacht hat, soll es frisch anfangen.

Und damit kommen wir erst auf die Hauptsache. Der Weltkrieg stellt die Demokratie nicht nur vor ungeheure äußere Kämpfe, die mit der Frage der Selbsterhaltung zu tun haben. Indem er aufs deutlichste zeigt, daß nur wahre, groß orientierte, tiefbegründete demokratische Lebensformen ähnliche Katastrophen verhüten können, zwingt er die Demokratie, sich ihrer Verantwortung bewußt zu werden und genauer auf die Bedingungen zu achten, ohne welche sie nur Phrase sein kann. Die Frage ist nicht nur: Wie hast Du Dich zu behaupten, sondern: Wie sollst Du Dich entwickeln, um allen Anforderungen zu entsprechen, welche die Zukunft an dich stellen wird.

Man kann nicht viel dagegen haben, wenn man den jetzigen Weltkrieg als einen Kampf um die Demokratie ansieht. Man kann aber sehr viel dagegen haben, wenn man den Kampf nach einer ein-

seitigen politischen Schablone beurteilt und ihm damit seine Spannung und Tragweite nimmt.

Die Bedeutung des Weltkrieges reicht weit über politische, soziale Gegensätze, über Gegensätze zwischen Nationen und Völkergruppen hinaus. Die Frage, die hier gelöst werden soll, ist vielmehr: Was gilt? Eine Kultur, in der Freiheit, Geist, Seele, Spontaneität, weite, große, wesentliche Ziele die leitenden Motive sind? Oder sind wir auf ewig abstrakten, tyrannischen Mächten preisgegeben, deren Ueberwuchern uns immer wieder in den Abgrund reißen wird? Es ist klar, daß die Demokratie mit dieser Frage steht und fällt. Aber noch klarer ist es, daß sie diese Stellungnahme nur um den Preis ernster Selbstkritik erkaufen kann. Denn die Probleme, welche der Weltkrieg austauschen läßt, lassen sich nicht mit den jetzigen demokratischen Formen lösen. Die Demokratie wird ihnen nur gewachsen sein, wenn sie es wagt, ihren jetzigen Zustand und ihre zukünftige Stellung nach ganz großen kritischen Gesichtspunkten anzuschauen. Ihr jetziges Problem ist tragischer, als das Ringen um die Existenz. Es hat mit Schuld und Sühne zu tun, es hat mit dem Wollen zu tun, neue Aufgaben mit neuer Kraft in Angriff zu nehmen. Das schließt die Frage in sich, ob sie diesen Aufgaben gewachsen ist, und auf welche Art sie es werden kann, wenn sie es nicht ist. Ist ihre Lage so, daß sie diese Verantwortung übernehmen kann, oder nötigt sie diese Lage, an neue geistige Energien zu appellieren, bevor sie die Verantwortung auf sich nehmen darf? Das ist nun die Frage.

II. Die Widersprüche der Demokratie.

Wie steht es nun mit dem Zustande der Demokratie? Daß die Demokratie große Mängel aufweist, daß sie nicht nur zu wenig ausgebreitet, sondern auch zu wenig rein durchgeführt, nicht tief genug begründet ist, gibt jeder Demokrat zu, dem die demokratische Phrase nicht den Sinn für Realität geraubt hat. Je mehr wir diese Mängel prüfen, desto mehr werden wir gewahr, daß sie nicht an der Peripherie liegen und etwa durch einen kräftigen Vorstoß vom Zentrum aus zu beseitigen sind, sondern daß sie inneren Konflikten entspringen, die das ganze Wesen der modernen Demokratie betreffen, ihm etwas Widerspruchvolles geben. Sie sind nicht eine zufällige Stauung, die leicht zu beseitigen wäre. Die Quelle selber fließt nicht rein und stark.

Auffallend ist, wie ihr tatsächliches Wesen im schroffen Gegensatz zum vertretenen Ideal steht. Wir greifen die Hauptpunkte heraus.

Die Demokratie setzt den organischen Volkswillen an Stelle des Willens der Monarchen. „Organisch“ natürlich nicht im Sinn einer Organisation, die durch Kaserne und Drill geschaffen ist. Die Demokratie setzt voraus, daß sich aus der lebendigen Wechselwirkung zwischen

kraftvollen, selbständigen Individualitäten ein Gesamtwille ergeben kann. Sonst wird sie zur Demagogie. Sie braucht Persönlichkeit und Solidarität. Hat sie sie nicht, so wird sie zur Phrase. Fördert sie sie nicht, so soll sie abdanken.

Und nun ergibt gerade eine genauere Untersuchung dieser Grundpfeiler, daß die Demokratie keineswegs so festbegründet ist, wie sie es sein sollte. Sie ist oft nichts weniger als eine Schule der Persönlichkeit und der Solidarität. Es fehlt häufig dem demokratischen Persönlichkeitsbegriff das, was die Persönlichkeit erst zur Wahrheit werden läßt: der Wille, sie anzuerkennen und der Wille, sie auf dem Wege zu erreichen, der wirklich zu ihr führt.

Vor achtzig Jahren bezeichnete der Pathologe der Demokratie, Graf von Tocqueville, den Meid als einen Hauptfehler dieser Staatsform. Die Demokratie richtet sich allzu gerne auf den Durchschnittstypus ein. Bin ich nicht groß, so sollen es wenigstens andere auch nicht sein. Und da es leichter ist, andere zu erniedrigen, als sich selber aufzuschwingen, so reißt man andere herunter. Sie steht unter dem Fluch des Normalen. Was über dem Normalen steht, ist eben anormal und schmeckt nach aristokratischem Ferment. Niemand soll regieren, als das Volk, und wenn das Volk nicht groß ist, so erscheint ihm die Größe als Tyrann. Ist das Volk horniert, so wird auch ein weiter Horizont nur als aristokratische Störung empfunden. So kann die Demokratie zur automatischen Ausschaltung von Größe, Charakter und herber Schroffheit führen, wie die Kirche zur Ausschaltung des Rebertums. Sie wird leicht zur absoluten Herrschaft, zur Tyrannei des „Normalen“. Nur die Wechselwirkung normaler Elemente kann für sie ein Segen sein. Das andere stört das Gleichgewicht.

So ist die Demokratie eine gefährliche Zone für die Persönlichkeit. Scheinbar angeregt durch den Wegfall des Monarchen, d. h. der einen Persönlichkeit, auf die sich alle Verantwortlichkeit konzentriert, wird die Individualität wieder abgestumpft und eingedämmt, durch alles, was vor ihr Angst hat und sie darum möglichst einzuschränken sucht. Es finden sich in unseren Demokratien wahre Lähmungsinstitute und Erötungssysteme der Persönlichkeit.

Persönlichkeit steht und fällt mit direkter, absoluter Verantwortung. Nun wird leider in unsern Demokratien die unmittelbare Verantwortung sehr gern zu gunsten eines allgemeinen, abstrakten Verantwortungsgefühls aufgegeben. Die heutige Demokratie ist oft wie ein Labyrinth von Schützengräben, wo jeder behauptet, der andere stehe an der Front, und er selber sei nur da, um ihn von hinten zu decken. Etwas Unpersönliches, eine Behörde, eine Kommission, ein Sekretariat trägt die Verantwortung. Es fehlt an dem, was die starke Persönlichkeit braucht. Alleinstehen im Kugelregen, Vorpostenstehen, Standhalten an der Front.

Im engsten Zusammenhang damit steht auch der Mangel an einem tieferen Solidaritätsgefühl. Wahre Wechselwirkung ist nur zwischen starken Individualitäten möglich. Nur solche können wirklich in Beziehung zu einander treten. Ungefähr gleiche „normale“ Einheiten können nur addiert werden. Darum ist die demokratische Politik so oft nur eine Addition. Der Durchschnittsnormaltypus zählt seine Einheiten, und da es auf das Numerische ankommt, verdrängt seine Addition die Gesamtergebnisse der anderen Fraktionen, die Majorität merzt sämtliche Minoritäten aus. Von einzelnen Querköpfen nicht zu reden, die vielleicht Gedanken hegen, um die man sie später beneiden wird, aber nicht zeitgemäß sind. In gewöhnlicher Sprache heißt diese demokratische Mathematik Herrschaft der kompakten Majorität, Klassenregiment, Vorherrschaft der am stärksten vertretenen sozialen, wirtschaftlichen und politischen Interessen. Man kann die Frage aufwerfen, ob Minderheiten in demokratischen Ländern viel weniger schlimm daran sind, als in Monarchien. Die Frage mag jeder beantworten wie er will. Sie aufzuwerfen, ist nicht nur unser Recht, sondern auch unsere Pflicht.

Dieser Gegensatz zwischen ihrem Ideal und ihren wirklichen Formen gibt der gesamten Stellungnahme der modernen politischen Demokratie zum Leben etwas Widerspruchsvolles, man möchte fast sagen Unwahres, Lügenhaftes. Sie will eine Kultur der Freiheit, des Fortschritts. Sie will im Interesse der Gesamtheit dem Geist über das Äußere zum Sieg verhelfen; sie will ein frisches, spontanes Leben fördern. Nun wäre es ein Unsinn und eine Ungerechtigkeit zu behaupten, in ihr lebe nicht viel mehr Freiheit, mehr fortschrittliche Tendenz, als in reaktionären politischen Staatsformen. Aber am Maßstab ihres absoluten Ideals gemessen — und nur auf den kann es nach ihrem ganzen Wesen ankommen — ist sie doch etwas, dem es an wahrer Freiheit, an kräftigem Vorwärtswollen fehlt. Und der Dogmatismus, der hier herrscht, die Seitentüren, durch welche die verkleidete Reaktion sich immer wieder einschleichen kann, sind sovieler Mahnungen, eine ernste Selbstprüfung vorzunehmen und das Verhältnis von Sein und Soll genau zu untersuchen.

Der Punkt, an dem der Gegensatz am grellsten ist und am meisten auffällt, ist das, was die Demokratie für ihr Allerheiligstes hält, die Freiheit. Es sind mehr als hundert Jahre her, seit Goethe von der Menge von kleinen Tyrannen sprach, die sich an die Stelle der großen Tyrannen gesetzt haben, welche die schweizerische Demokratie aus dem Wege geräumt hat. Seit diesen hundert Jahren ist ihr Joch nicht weniger drückend, sondern schwerer geworden. Die Freiheit vom Monarchen ist da, aber sie ist oft nur die glänzende Etikette, mit der man die sklavische Abhängigkeit von der Mehrheit, von der öffentlichen Meinung, dem sogenannten Volkswillen, zu verdecken sucht. Der Monarch herrscht nicht. Aber die Kommission, die Clique, die Koterie haben Allmacht. Das Papsttum ist da mit seiner Unfehlbarkeit, seiner Index-Kongregation, seinen Kegerrichtern, seinem Despotismus. Ein

rotes Papsttum, das der rote Anstrich nur noch widriger, aufdringlicher macht.

Daß es damit der Demokratie sehr erschwert wird, eine stramme Stellung zur Welt einzunehmen, braucht uns nicht zu wundern. In das, was das Volkswohl erheischt, mischen sich Kleinlichkeit, Parteiinteresse, materielle Rücksichten. Aus der demokratischen Additions-politik ergibt sich das Uebergewicht der materiellen Interessen der Mehrheit. Damit wird der Fortschritt, der dem Wesen der Demokratie Rückhalt verleiht, aufs schwerste kompromittiert. Wo er zum Interesse der Mehrheit in Gegensatz tritt, hört er auf, Direktiven des Handelns zu geben. So kann es dazu kommen, daß die politische Demokratie sozial sehr rückständig bleibt oder wird. Diese Gefahr liegt hier besonders nahe, weil die Freiheitsphrase etwas so Berausches hat und sehr leicht die Zweifel und Bedenken betäubt. So ist der demokratische Fortschrittsgedanke oft viel eher Ausdruck einer Spannung, eines Konfliktes, als eines aufrichtigen, entschlossenen Strebens. Er ist das Soll, dem das Sein nicht entspricht. Damit ist auch gesagt, daß er zur ärgsten Lüge und Phrase werden kann.

Je mehr wir den Widerspruch, in dem die modernen Demokratien zu sich selber stehen, verfolgen, desto peinlicher, verhängnisvoller wird er. Er führt schließlich dazu, daß die Demokratie unfähig wird, ihr eigenes Ideal zu verwirklichen, er erlaubt ihren Gegnern, sich wieder in ihr Gebiet einzuschleichen und sie von innen heraus zu zerwühlen und zu zerlegen. Die aus der Untreue zu sich selber, aus der innern Unwahrheit stammende Schwäche führt zu einer bedenklichen Haltung den Feinden gegenüber. Es ist eine der Hauptlehren der heutigen Weltkrise, daß die halbe, nicht völlig konsequente, nicht aus Treue zu sich selber zu den letzten Folgerungen entschlossene Demokratie sehr leicht dem Einfluß der Reaktion anheimfällt. Die Haltung der Sozialdemokratie ist charakteristisch hiefür. Scheidemann, David und ihre ganze Fraktion sind in ihrer Art welthistorische Gestalten, Typen des sogenannten demokratischen Ideals, das sich aus Mangel an demokratischer Seele dem Imperialismus völlig preisgegeben hat.

Keine Zeit hat das demokratische Ideal so tief verleugnet, wie die heutige. Wie die demokratische Tendenz völlig entgleisen und gegen ihr eigenes Ziel kämpfen kann, haben die demokratischen Strömungen der großen Monarchien und auch die ausgesprochenen Demokratien durch ihre Fehler und Mängel klar genug gezeigt.

Was für ein reiches Material bietet uns leider schon unsere Schweiz! Während bei den am Krieg teilnehmenden Demokratien ein starker Gegensatz gegen autoritäre, freiheitsfeindliche Gewalten vorhanden ist, ein gesunder Trieb zur Vertretung und Läuterung des demokratischen Ideals sehr deutlich hervortritt, haben sich bei uns ein Kult der Autorität, eine Hochachtung vor der gepanzerten Faust eingeschlichen, die zum Beschämendsten in der Geschichte der Demokratie gehören. Demokraten lassen sich von der äußeren Ordnung, der Dr-

ganisation, dem militaristischen Typus imponieren. Daß das Heil von „oben“ kommen muß und im Gegensatz zum wirklich demokratischen Empfinden durch eine äußere Ordnung verwirklicht wird, durch stete Vermehrung der Rechte und der Zwangsgewalt der Staatsmaschine, ist bei uns zum Dogma vieler Demokraten geworden. Dies geht so weit, daß eine ausgesprochene Sympathie für den Militarismus unverkennbar ist, und daß das löbliche Streben an den Tag tritt, sich nach den vollkommensten Mustern von Militarismus umzubilden.

So kann auch auf demokratischem Boden der Kult der ganz antidemokratischen Gewalten erblühen und zu den stärksten Auswüchsen führen.

Aus innerer Schwäche kann die Demokratie absolutistisch, autoritär und militaristisch werden. Der psychologische Umschwung, der während des Krieges in vielen Kreisen stattfand, ist in dieser Hinsicht höchst bemerkenswert.

Die Gesamtbilanz der modernen Demokratie ist etwas sehr Seltsames. Es läßt sich aber, wenn wir die Symptome auf eine bündige Formel bringen wollen, sehr leicht zusammenfassen. Gegensatz zwischen Wesen und Schein oder zwischen Ideal und Realität. Sie will etwas und erreicht es nicht. Sie ist die Hamletgestalt der politischen Welt. Sie hat große Ziele, oft nur kleine Mittel. Sie steht vor gewaltigen Aufgaben und hat Angst davor. Sie kommt aus dem Halben nicht heraus. Darum fällt sie immer wieder zurück und betet wieder an, was sie gestürzt hat. Ihr Ideal ist Wahrheit; aber sie selbst ist oft die Lüge, weil sie äußerlich am Ideal festhält, aber den Weg nicht verfolgt, der zum Ideal führt.

Darum wird ihre Krise zu einem welthistorischen Konflikt, wie wir ihrer wenige kennen. Nur der weiteste Ueberblick, der wirklich geschichtsphilosophische Maßstab vermögen ihr gerecht zu werden und auf eine Lösung hinzuarbeiten, die der Größe des Konfliktes entspricht.

Sind die demokratischen Tendenzen ein verfehlter Versuch, eine Kultur der Freiheit und der Persönlichkeit herbeizuführen, und müssen sie vor autoritären „Organisationen“ die Segel streichen? Soll der Wille zur Freiheit oder der Wille zur Rute das Feld behaupten? Man kann allen Ernstes diese Frage aufwerfen. Man kann sie sogar in völliger Ehrlichkeit so beantworten, daß man den Willen zur Freiheit als etwas hinstellt, wozu die Menschheit niemals reif sein wird.

Aber darum wird es nur um so klarer, daß die Menschheit, wenn sie nicht die Rute will, den Willen zur Freiheit ganz anders gestalten muß, als sie es bisher getan hat, und als es ihre demokratischen Strömungen in ausgesprochenen Demokratien oder in Monarchien zu tun vermögen.

Damit wird die Frage brennend, welche Unregungen, Impulse, Motive der heutigen Demokratie aus ihrer Unvollkommenheit, ihrem Zwiespalt mit sich selber, ihrer Halbheit heraushelfen können. Sie

braucht Geist, Charakter, Rückgrat. Sie braucht persönlichkeitsbildende Kraft, sie braucht etwas Ganzes, Absolutes, Unerbittliches.

Damit wird auch das Verhältnis der Demokratie zum Gottesreich wieder zum Problem. Es mag zunächst seltsam scheinen, daß man die beiden Begriffe in Beziehung bringt. Sie liegen ja so weit von einander, durch eine Kluft getrennt. Aber wie nötig ist es wiederum, sie in Beziehung zu einander zu bringen. Wenn das Gottesreich die höchste Form der Gemeinschaft ist, so ist es auch der Maßstab, mit dem wir alle Unvollkommenheiten des Gemeinschaftslebens am besten prüfen können. Ist es die heiligste und lebendigste geistige Realität, so hängt es auch vom Verhältnis, das man zu ihm einnimmt, ab, wie weit man selber Leben und Heiligkeit fördern kann. Die Berührung mit seinem absoluten Wesen mag das Todesurteil bedeuten. Aber gerade darum auch neues Leben.

III. Das Gottesreich.

Ob schon es für gute Demokraten eine ausgemachte Wahrheit ist, daß das echte Christentum (d. h. das Christentum, das nicht dem Machtwillen des Klerus als Werkzeug dient) ganz demokratisch ist, sollte schon der Name „Gottesreich“ in dieser Frage etwas zur Vorsicht mahnen.

Das Urchristentum weist entschieden demokratische Züge auf. „Keiner unter euch sage dem andern Meister.“ Ein Demokrat kann sich nur daran freuen und erbauen. Die Verlegenheit beginnt erst, wenn man etwas schärfer auf die Prämissen dieser Konsequenz achtet und sich ganz bewußt wird, daß die demokratische Gleichstellung nur die Folge der unbedingten Anerkennung „Eines Herrn“ ist. „Denn Einer ist euer Meister.“ Damit wird eine etwas aufmerksamere Prüfung des Verhältnisses vonnöten. Wie steht es mit dem Gottesreich, d. h. mit dem Wesen, mit der Seele des Christentums?

Man kann es sehr bündig sagen. Gottesreich heißt: Eine Realität bekommt im Leben des Menschen eine solche Bedeutung, daß alles andere entweder wegfällt oder erst durch die Beziehung zu ihr Sinn, Zweck und Wert bekommt. Diese Realität ist Gott. Wo sie ihrer Bedeutung gemäß anerkannt wird, da fällt alles dahin, was ihr im Wege steht. Was sich behaupten kann, soll es durch sie tun. Nur durch sie. Alles andere wird weggefegt. „Seid gewesen, Besen, Besen.“

Die Form mag dieselbe bleiben. Die Ausdrücke mögen fortbestehen. Aber der Inhalt ist ein ganz anderer. Es gibt auch im Gottesreich noch Ich und Du. Auch da gibt es eine Welt, in der man steht. Auch da Beziehungen, sogar Gesetze, Wechselwirkung. Darum ist auch der Ausdruck Reich so richtig. Die Kategorien des politischen Lebens sind vertreten. Freilich dient die äußere Ähnlichkeit nur dazu, den Gegensatz des Inhaltes scharf hervortreten zu lassen.

Gott herrscht. Er herrscht zunächst über den Einzelnen. Das Ich ist untertan. Daran ist nicht zu rütteln. Aber diese Untertänigkeit bedeutet zugleich die höchste Freiheit. Der Einzelne ist frei von allem niedrigen Wesen, allen Hemmungen, frei vom eigenen Ich. Gott lebt in ihm mit seiner Größe, seinem Vorwärts, seiner Freiheit. Das Ich ist abhängig, aber von der Freiheit abhängig. Darum ist es selber frei. So frei, daß es um sich herum frei machen muß. Das Ich des Gottesreiches kann keine Sklaven dulden. Sie müssen alle so frei werden, wie es. Darum sollen sie auch auf die gleiche Art frei werden, wie es. Frei durch Gott. So ist hier auch das Ideal der Freiheit zur Wirklichkeit geworden. Keine Freiheit, die Angst vor der Freiheit der andern hat und an dieser Angst ihre Grenze findet, sondern eine Freiheit, die um so freier wird, je freier andere sind.

So führt diese christliche Freiheit zur tief begründeten Solidarität. Das Ich, das Gott erfüllt, braucht Wechselwirkung mit andern, in Gott lebenden Ich. Hier heißt Solidarität wirklich Organisation. Christus ist der große Organisator, weil er das Ich mit so starker Spannkraft erfüllt, daß das Ich die andern braucht, um seine Kräfte verwerten zu können. Gott macht das schwache, gehemmte Ich zum starken, freien Ich, und dieses freie Ich braucht andere starke Ich, um bestehen zu können. Je größer sie sind, desto größer wird auch es, je lebendiger sie sind, desto mehr Leben fühlt es in sich. Der demokratische Meid findet hier seinen absoluten Gegensatz.

Das ist Gottesreichdemokratie. Das zeigt sich ja an den innern Gesetzen und an der Stellung dieser Demokratie zur Welt.

Das innere Gesetz heißt Liebe, Opfer, Leben für die andern. Darum treibt auch diese Demokratie eine starke äußere Politik. Sie hat nichts Halbes an sich und will darum unbedingt herrschen. Der Absolutheit der Gesetze im Innern entspricht die unbedingte Welt-herrschaft. Gott soll unbedingt herrschen. Seine Demokratie befolgt nicht den Grundsatz der relativen Ordnung im Innern und der Ruhe nach außen: „Laß mich in Ruhe, so störe ich Dich nicht.“ Sie stört die Welt. Es ist eine Demokratie mit Eroberungsgelüsten. Ihr Imperialismus wird erst an der Weltgrenze Halt machen.

Wenn wir sein Verhältnis zu Kultur und Politik schärfer ins Auge fassen, ergibt dieses Gottesreich somit ein seltsames Bild. Wir finden dort, was wir auch in den politischen Kategorien finden: das Ich, die Andern, die Gesetze, welche das Wechselverhältnis regeln, die Stellung zur Welt, innere und äußere Politik. Auffallende Ähnlichkeit mit den demokratischen Lebensformen liegt vor, Freiheitstreben, Wertung der einzelnen Persönlichkeit, Achtung vor dem Gewissen, Entfernung von Vorrechten, Klassen, Ständen. Der Arme ist Gottes Kind, wie der Reiche.

Freilich bekommen alle diese Kategorien nur Sinn und Bedeutung, wenn sie zur Realität in Beziehung treten, von der das Reich seinen Namen hat. Ohne Gott sind das Ich, die Solidarität, die Stellung zur Welt hier sinnlos. Bevor sie sich in ihrer physischen, primären Gestalt an Gott verloren, und an ihm wieder gefunden haben, bedeuten sie gar nichts. Bevor das Ich vernichtet und wiedergewonnen, gestorben und neu geworden ist, ist es für das Gottesreich so unbrauchbar, wie der streng monarchisch gesinnte Bürger für die ausgesprochene Demokratie. Das gleiche gilt von der natürlichen Solidarität, die nur gibt, um zu empfangen. Hier gilt die Regel: Gib um so mehr, je weniger du bekommst. Und stirb sogar noch, wenn du kannst, damit, die dir nichts geben oder alles nehmen, leben können.

Und so bringen uns die Tatsachen selber, wenn wir sie unbefangen auf uns wirken lassen, auf das, was die Hauptsache ist, Die „Politik“ des Gottesreiches ist ganz eigener Natur, und es geht nicht an, sie ohne weiteres für irgend ein System, auch nicht für die Demokratie, in Beschlag zu nehmen.

Die Stellung zur Welt, zum Fortschritt, die Rolle, die der Persönlichkeit zukommt, sind äußerst radikaler Art. Weg fällt alles was irgendwie Krücke, Zwang, Bevormundung bedeutet. Menschliche Autoritäten werden hinfällig. Der Wegfall der menschlichen Stützen, Krücken bedeutet aber nicht, daß das kleine Ich herrschen soll, sondern daß Gott das kleine Ich völlig verdrängen und dazu alles zerstören muß, was zwischen ihm und dem kleinen Ich steht, sowie alles, was das Ich wieder an Stelle Gottes setzen möchte.

So ist die christliche Demokratie nicht das Herrschaftsgebiet des menschlichen Durchschnittstypus; sie ist nicht der Tummelplatz der Normalbürger, die, um sich gegenseitig ruhig walten lassen zu können, alles beschneiden müssen, was das Durchschnittsmaß übersteigt.

Sie ist im Gegenteil, die Freistätte, ja, die Pflanzstätte aller großen, an Gottes schaffender Persönlichkeit geholten Impulse, aller starken Affekte, aller heroischen Willensregungen, und der Natur ihrer Gesetze entspricht es, daß diese Impulse nicht als Störung, sondern als Förderung, ja als Existenznotwendigkeit angesehen werden. Die Gottesreichdemokratie lebt vom Uebernormalen. Sie ist das Gebiet des charaktervollen Rebertums. Sie hat dafür die schärfsten Gesetze gegen das Offizielle und seinen Fluch, gegen Kompromiß und Lähmung erlassen. Da ist sie unerbittlich. Es gilt ja ihr Leben.

Die Politik — um das Gesagte kurz zusammenzufassen — trägt hier ein sehr eigenartiges Gepräge. An Freiheit, an Entfaltungsmöglichkeiten für die Individualität, an Willen, alles Autoritäre zu zerbrechen, das Neußere zu beherrschen, läßt sie alles andere

weit zurück. Das Äußere ist nichts, der Geist alles. Das Gesetz ist belanglos; das Gewissen entscheidet.

Die Stellung des Urchristentums zum Staat, zu jeglicher Hierarchie, die Art, wie alles auf das Innere, auf den guten Willen abgestellt wird, der Abscheu vor dem Gesetz lassen es begreiflich erscheinen, daß man hier von anarchistischer Gesinnung geredet hat. Es ist auch nichts, dessen sich der Christ zu schämen hätte. Er ist Anarchist, was sein Verhalten zur äußern Welt anbelangt. Aber damit hat er nur das Negative bezeichnet. Der christliche Anarchismus sollte endlich zu den Selbstverständlichkeiten des christlichen Katechismus gehören. Er sollte so selbstverständlich sein, wie die Tatsache, daß ein Demokrat keinen Absolutismus will. Aber die Hauptfrage ist nicht, was man nicht will, sondern was man an dessen Stelle zu setzen hat. Darum ist auch die Bezeichnung „Anarchist“ für den Christen nur die halbe Wahrheit. Die Krücken wirft er weg, aber nicht, um allein zu wandeln, sondern damit er auf Gott gestützt einherschreite. Anarchist ist er, damit er — um Kierkegaards wunderbaren Ausdruck zu gebrauchen — „Page der unbedingten Majestät“ werden könne. Ein Anarchismus, der das Ich, seine Triebe, Instinkte vergöttert, erfüllt den Christen mit noch mehr Abscheu als der autoritäre Absolutismus. Wahr, lebensfähig und echt ist hier alles nur, solange es die Beziehung zu Gott aufrecht erhält. Die Gottesreichsdemokratie wird zur Tiefe, zur Fälschung und zum Verbrechen, sobald sie dem Monarchen untreu wird. Die Geschichte zeigt es deutlich genug.

Schon die Ausdrücke, die wir brauchen müssen, wenn wir das Wesen der Gottesreichsdemokratie in politischer Sprache wiedergeben wollen, zeigen uns, wie wenig sich dieses Wesen in politischen Formen erschöpft, und wie es aus Treue zu sich selber einen starken Gegensatz gegen sie bildet. Damit ist auch gesagt, was für eine gesunde Spannung die Gottesreichsidee in die Welt bringt. Was politisch ein Unsinn ist, kann religiös die höchste Wahrheit sein. Die Zukunft unserer Demokratien hängt davon ab, ob sie für die höchste Wahrheit Sinn und Verständnis bekommen, oder ob sie bei einer halben Wahrheit stehen bleiben.

IV. Demokratie und Gottesreich.

a. Das Zusammengehen.

Nach dem Gesagten kann man es freilich zunächst der Demokratie nicht verwehren, im Christentum einen Bundesgenossen zu erblicken. Der gemeinsame Gegensatz ist da. Man muß gegen die gleichen Feinde Front machen. Aus welchen Gründen man es tut, mag zunächst nicht die Hauptsache sein. Man muß von beiden Seiten alles bekämpfen, was das Leben entpersönlicht, alles, was die

Individualität zum Werkzeug macht, das Gewissen zwingen möchte, anders zu handeln, als es dies verantworten kann. Wo das Christentum stark und gesund ist, erstreckt sich der Gegensatz sogar noch weiter. Er richtet sich kräftig gegen die gerade auf religiösem und kirchlichem Boden so häufig auftretenden Versuche, „aus Religion“ zu bevormunden, Rezergerichte zu veranstalten, das spontane, heroische Leben zu beschneiden, es in die Schablone zu pressen, dem Dogma und dem Katechismus anzupassen.

Das Gottesreich verfährt nicht weniger scharf als die Demokratie gegen alle Art von Papsttum und klerikalem Machtwillen. Es geht sogar noch schärfer vor, weil es unlautere Nachahmungen seines eigenen Wesens darin erblickt, gegen die es sich zu schützen hat.

In dem Punkt hat die Demokratie recht. Sie besitzt am echten Christentum einen sehr treuen, sehr regen, sehr tätigen Bundesgenossen. An seiner Treue ist nicht zu zweifeln; die Gegner sind auch seine Gegner.

Die Gefahr der Spannung und der Entzweiung kommt von einer andern Seite. Sie kommt nicht etwa von der Gleichgiltigkeit oder der nicht demokratischen Gesinnung des Gottesreichs, sondern eher von seiner Tätigkeit. „Vom Uebereifer“ redet man gern in diesem Fall. Denn übereifrig — sofern man noch höfliche Bezeichnungen gebrauchen will — ist ja ein jeder, der weiter will, während man es selber für bequem hält Halt zu machen. Da kann der Bundesgenosse durch seinen Uebereifer recht unbequem werden. Er will noch weiter. Er will nichts von äußerer Autorität, von Vorrechten, von Klerikalismus und Pfaffentum. Aber er will auch nicht die demokratischen Zerrbilder davon. Das rote Pfaffentum ist ihm nicht weniger arg, als das schwarze. Intoleranz und Majoritätsthyrannei im Zeichen des Fortschritts nicht weniger ekelhaft als Index und Bann.

b. Die Spannung zwischen Demokratie und Gottesreich.

Schon darin liegt eine starke Spannung. Feinde stehen auf weniger gespanntem Fuß als Leute, die sich, nachdem sie eine Weile miteinander gegangen sind, trennen, der eine, um stehen zu bleiben, der andere, um weiter zu gehen. Die weiteste Kluft ist immer da, wo man sich relativ am nächsten steht. Darum entsteht auch zwischen der heutigen Demokratie, wenn sie bei etwas Halbem, Unfertigem stehen bleibt, oder gar das Halbe für das Ganze erklärt, und dem ernstern, aufs Ganze, aufs Absolute hinstrebenden Gottesreich eine nicht zu tilgende Spannung. Sie ist nur ein Ausdruck davon, daß das Christentum sich nicht aufgibt.

Diese Spannung hat aber noch tiefere Gründe als den Gegensatz zwischen Halb und Ganz, zwischen Relativ und Absolut. Sie ent-

springt daraus, daß das Christentum über ganz andere Mittel verfügt, sein absolutes Ideal zu verwirklichen, als die politische Demokratie sie für ihr relatives Ziel besitzt. Es mag eine Paradoxie sein, aber das Christentum und sein Verhalten zur Welt ist eben paradox und steht darum in stärkstem Gegensatz zu der gewöhnlichen politischen und sozialen Schablone.

Auf die demokratischen Probleme angewendet, heißt diese Paradoxie ganz einfach: Das Christentum kann die demokratischen Postulate verwirklichen, weil es von der Realität Gottes ausgeht. Der Monarch macht die Demokratie zur Wahrheit. Er bewahrt sie vor der Tyrannei des Mittelmäßigen, vor der Anbetung des Durchschnittstypus. Seine kraftvolle, herbe Persönlichkeit ist die Selbstbewahrung der Demokratie vor dem Vorherrschen eines blaffen, flachen Humanitätsideals. Sein Leben ist die Garantie, daß es weiter geht, und daß man nicht dem Tod verfällt. Er will weiter, so muß man auch weiter, auch da, wo man scheinbar schon weit ist. Gott macht das Leben zu etwas, das immer wieder zu neunundneunzig Hundertsteln unvollendet ist und bewahrt damit vor dem Wahn, als fehle nur ein Prozent bis das Ideal erreicht sei. Er macht darum einen Strich durch die demokratische Rechnung und die ganze demokratische Mathematik. Zum größten Segen für die Demokratie. Gott macht das Leben zur Tragödie. Das Gute wird durch ihn etwas unendlich Hohes, Majestätisches, das Schlechte etwas unendlich Dämonisches, Grauenhaftes. So bewahrt er die Demokratie vor der Flachheit, die sich so leicht in eine Lebensform einschleicht, welche die Welt auf eine friedliche Harmonie stimmen will. Nur Gottes Tragik kann die Demokratie vor einer kleinlichen Auffassung von Gut und Böse, einer flachen Anbetung des Mittelmäßigen, und dem Ueberwuchern der materiellen Interessen bewahren. Wenn die Religion nicht diesen männlichen Dualismus in das Leben bringt, wird die Demokratie die schwersten Probleme des Lebens mit flachen Lösungen erledigen. Ihre Harmonie wird nicht der Ausdruck davon sein, daß man die Konflikte ausgefochten hat, sondern daß man ihnen aus dem Weg gegangen ist. Es ist ein Unterschied zwischen der Klarheit und Ruhe der Atmosphäre vor dem Gewitter oder nach dem Sturm.

Kurz gefaßt kann man sagen: Gott läßt die Demokratie zur Realität werden, und ohne ihn wird sie zur Lüge. Die Verwirklichung der Demokratie wird uns erst das Gottesreich bringen. Andere Formen mögen äußerst wertvoll sein. Sie mögen nicht nur das Recht, sondern die Pflicht haben, sich im herbsten Kampf gegen undemokratische, autoritäre Lebensformen zu behaupten und am Sturze der letztern mitzuhelfen. Tatsache bleibt, daß das Ideal der Demokratie, je demokratischer es ist, und je mehr es zu seinen letzten Konsequenzen steht, nur auf diese Weise zu erreichen ist.

Die bisherige Geschichte der Demokratie ist nichts als eine Illustration dieser scheinbaren Paradoxie. Nietzsche hat vollständig recht: Die Menschen waren vor Gott gleich, bevor sie es vor dem Gesetz wurden. Das Christentum ist verantwortlich für die Demokratie. Erst es hat die wahre, zukunftsfähige Demokratie ins Leben gerufen. Damit weichen wir freilich von der Nietzscheschen Geschichtsphilosophie ab, die in der politischen Demokratie die weitere Stufe des mit dem Christentum einsetzenden Dekadenzprozesses sieht. Wir sagen: Die Demokratie verflacht, entgleist und verfällt der Stagnation, wo sie von ihrem Ursprung abgelenkt wird.

Man wird darum gut tun, jetzt auf diese Fragen zu achten. Man kann ruhig sagen, die Demokratie und ihre Zukunft stehen im Zentrum der heutigen Krise. Man kann sogar sagen, die heutige Erschütterung sei ein Kampf um und für die Demokratie. Nur ist dies nicht in dem Sinn zu verstehen, als habe die Demokratie nichts anderes zu tun, als sich gegen andere Formen zu wehren und in Nationen, wo sie noch nicht erstarkt ist, nach dem üblichen Schema zu erstarken. Gerade die heutige Krise zeigt uns aufs deutlichste, daß die Demokratie noch andere Probleme anerkennen muß als das der Selbstbehauptung. Siegen kann sie nur, wenn sie weiter will. Denn jeder Sieg ist weniger ein Sieg über äußere Gegner als über sich selber. Es kommt noch mehr auf die innere Renaissance an als auf die äußere Behauptung.

U. Unsere Aufgabe.

Es versteht sich wohl ohne weiteres, daß die hier behandelten Probleme gegenwärtig mit besonderer Schärfe in den nicht am Kriege beteiligten Demokratien auftreten. Denn hier ist die Verantwortung noch viel größer. Die Frage der äußeren Selbstbehauptung drängt nicht alles andere in den Hintergrund, und darum sollte hier den Problemen der innern Erneuerung die ganze Kraft und Energie zugewendet werden. Hier sollte der Kurs angegeben werden, der die Demokratie über die heutigen Hemmungen und Konflikte hinüberträgt.

Damit wird die Frage auch für uns Schweizer besonders akut. Nicht nur unsere bisherige Geschichte, sondern auch unsere besondere Lage macht es uns zur Pflicht, mit allen Problemen, die sich aus dem Wesen einer reinen, stets weiter arbeitenden Demokratie zusammenhängen, vollen Ernst zu machen und die Konflikte, die sich aus den Mängeln und Fehlern der Demokratie ergeben, nicht mit oberflächlichen Lösungen zu vertuschen, sondern sie aus der Tiefe heraus zu lösen. Im Augenblick, da um die Seele der Kultur gerungen wird, und da es mit jedem Tag deutlicher wird, daß nur eine neue, geistig wiedergeborene Demokratie die Form ist, welche die Welt vor solchen Katastrophen bewahren kann, sollte unser ganzes

Bestreben darauf gerichtet sein, diesen neuen demokratischen Idealen zum Sieg zu verhelfen.

Da liegt, so klein unser Land sein mag, eine ungeheure Verantwortung auf uns. Und diese Verantwortung wird zur Tragik, wenn wir sie nicht empfinden. Es gibt keine schlimmere Verdamnis, als klein zu sein, wo Größe erfordert wird und kleinmütig zu bleiben, wo die Pflicht und die Treue zu sich selber Kühnheit und Glauben verlangen.

Und da können wir trotz der wärmsten Liebe zu unserer Heimat und der aufrichtigsten Ehrfurcht vor dem, was in ihr Ehrfurcht verdient, das Bekenntnis nicht unterdrücken, das sich ein Teil dieser Tragik bereits an uns erfüllt hat, und daß es höchste Zeit ist, sich aufzuraffen, wenn wir nicht vom vollen Fluch getroffen werden wollen.

Wir haben den Fehler gemacht, die heutige Krise nicht oder nicht genug als Untergang einer Kultur aufzufassen, die durch die dämonische Größe des Sturzes an all unsere Kräfte appelliert, und uns eine neue Welt bauen heißt, die nicht vom gleichen Verhängnis getroffen werden kann.

In einer Zeit, die, wie schwerlich eine andere, den Untergang einer Welt erlebt hat und von der Sehnsucht nach einer neuen Wirklichkeit erfüllt ist, haben wir uns wesentlich auf Bewahrung und Behauptung eingestellt. Und da wir viel Halbes, viel Unwahres bewahrten und wie über die teuersten Güter darüber wachten, ist uns die Selbstbehauptung zum Fluche geworden.

Gerade auf demokratischem Boden erweist sich die volle Wahrheit des Satzes, daß man nur das retten und bewahren kann, was man stets übertrifft, indem man es durch Höheres ersetzt. Es ist leider bei uns durch die Gegenprobe erwiesen worden.

Es hat sich schwer an uns gerächt, daß wir, deren Demokratie seit langer Zeit so viel Unvollkommenes, Unwahres, Undemokratisches und Antidemokratisches enthält, dies nicht recht anerkennen wollten und in den Grundfehler der demokratischen Politik verfielen, das Halbe für das Ganze, das Relative für das Ideal zu halten. Die Weltkrise hat zwar nur deutlicher gezeigt, was jedem schärferen Beobachter schon vorher nicht entgehen konnte. Aber sie hat uns auch zum Beispiel dafür gemacht, daß eine Demokratie, die stehen bleibt und sich nicht bis zu den letzten Konsequenzen ihrem Ideal gemäß entwickelt, der Reaktion verfallen kann. Ist es in einer wirklich demokratischen Demokratie möglich, daß der Kultus der Macht, der servile Respekt vor der äußeren Ordnung, der Organisation, die Erstötung der Freiheit durch militaristischen Geist so plötzlich auftauchen und sich so breit machen, wie bei uns, — wenn sie nicht vorher da waren, nur halb bekämpft, halb verdeckt, halb geduldet und darum ganz bereit, wieder jäh emporzuschießen. Wo die Seele wirklich demokratisch ist, kann sich nicht auf einmal eine

solche Begeisterung für die äußere Ordnung kundgeben. Demokratische Seelen liegen nicht platt am Boden, in Hochachtung ersterbend, wenn nur „alles klappt“, und klappt, weil die Seele zur Maschine geworden ist.

Der Machtstaat in seiner imposanten Geschlossenheit, in seiner völligen Erstötung aller wahren Freiheit, der Staat als Verbrecher an der Seele wird in der Schweiz gefeiert, daß uns die Staatsfanatiker anderer Länder darum beneiden können. Und der „Gott“, der nur die Verkörperung des brutalen Machtwillens, die Vergötterung des eigenen Egoismus, die Vernichtung von Recht und Freiheit ist, hat bei uns eine Schar von unentwegten Aposteln gefunden. Wir haben viel Götzendienst getrieben während des Krieges. Aber wie steht es mit der Freiheit in einem Land, das so bereit ist, den Gottesdienst der Macht zu treiben — bis zur Blasphemie? Wäre das möglich, wenn wir diese Ideale nicht im eigenen Herzen gehabt hätten? Man betet doch nur an — mag der Göze, vor dem man sich beugt noch so imposant sein — das, was man in der Seele trägt.

So ist das Verhalten der Schweiz im Weltkrieg ein nicht unbedeutendes Blatt in der Geschichte der Demokratie. Es bietet ein klassisches Bild der ihrer selbst allzu gewissen, geistig aber nicht stark genug fundierten Demokratie, die darum der Reaktion zu verfallen droht. Die Schweiz ist während des Krieges keine Schule des Charakters und der Selbständigkeit gewesen. Es fehlte an Troß, Weitblick, Charaktergröße, weil es an Geist fehlte.

Die Konsequenz ergibt sich von selbst. Die Schweizer Demokratie kann nicht zu grunde gehen; aber die Schweiz kann daran zu grunde gehen, daß sie keine Demokratie mehr ist oder zur Scheindemokratie wird.

Damit ist auch ausgedrückt, in welchem Sinn das bisher Gesagte zu verstehen ist. Wir wollen keinem entnervenden Pessimismus, keiner hochmütigen Kritik das Wort reden. Wir wollen uns nicht aufgeben und klein von unserm Volke denken. Aber gerade darum wollen wir uns auch nicht überschätzen und vergöttern. Ein Blick in die Abgründe, an denen man schwebt, zeigt nur, wie fest der Griff, wie sicher der Tritt sein soll.

Die Selbstkritik ist die Vorbedingung der Regeneration. Es heißt freilich: Eine Demokratie, die nicht das Wollen zur Verwirklichung des höchsten, absoluten Ideals hat und über die Macht verfügt, dieses Ideal zur Wahrheit zu machen, verfault und verfällt den Gewalten, die sie programmäßig bekämpft. Dann heißt es aber auch: Da, wo diese geistige Macht vorhanden ist, verschwindet die Gefahr, und man wird mit dem Feinde fertig. Wo Gott nicht ist, kommen die Götzen. Wo er nicht herrscht, machen sich alle Triebe breit, die zum Cäsarismus führen und gegen den Cäsarismus tolerant machen, vom Willen zur Vernichtung anderer,

bis zum Willen zur Knete. Wir haben es genug gesehen. Man betet die Macht, die Gewalt, die äußere Ordnung an. Man verküßert Freiheit und wahre Selbständigkeit. Man wird Kriegstheologe und Staatsfanatiker. Aber wo Gott ist, wird man mit den Götzen fertig.

Die Zukunft unseres Landes und die Frage, ob es die ihm bei dem Wiederaufbau zugeteilte Aufgabe zu lösen vermag, hängt davon ab, ob wir nun diese Wahrheit einsehen wollen oder nicht. Nichts kann für uns so verhängnisvoll sein, wie uns durch unsere demokratischen Lebensformen darüber täuschen zu lassen, daß das Dilemma der Demokratie für uns gerade so besteht, wie für andere. Eher noch mehr als für andere, mit unverminderter Schärfe und mit noch herberem Fluche, wenn wir ihm auszuweichen suchen. Das Ideal zur Wahrheit machen, aus der Lüge heraustreten, indem man sich auf die lebendigste geistige Realität stützt. Oder des Geistes, der allein lebendig macht, beraubt, den Mächten verfallen, die dem eigenen Ideal den Tod bringen.

Auch in der Schweiz wird die Freiheit zur Phrase, wenn nicht Gottes freie Persönlichkeit die Freiheit zur Wahrheit macht. Die Zukunft der Schweizerdemokratie hängt davon ab, daß man in der Schweiz mit dem Gottesreichgedanken Ernst mache.

J. Matthieu.

Dichterstimmen.

Lied vom Krieg.

Der Krieg kam nicht als Schreckgespenst
Zu uns Unschuldigen übers Meer,
Ihn trieb kein heißer Wüstensturm
Als Gottesgeißel vor sich her.

Kein Tamerlan jagt übernacht
Mit seinen Horden ihn ins Land,
Doch kam er wie der schwarze Tod;
Still, ungesehen, ungekannt.

Von nirgends kam er, immer war
Er hier, gehätschelt und gepflegt.
Oft habt ihr euer Heiligstes
In sein gefräßiges Maul gelegt.